

# Russisches

Autor(en): **Bretscher, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **27 (1925)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748627>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## RUSSISCHES

Während Dimitri *Mereschkowski* in seinem weit ausholenden Roman *Peter und Alexej* der deutschen Leserschaft die dämonische Gestalt des Zaren, den die Geschichte den Großen nennt, vor Augen führt und das verbissene Duell zwischen dem gewalttätigen Vater und seinem unähnlichen Sohne, der für Peters imperialistische Träume kein Verständnis hat, schildert, geschehen in der Welt Dinge, die zeigen, wie wenig historischer Staub Mereschkowskis Buch bedeckt. Die gegenwärtigen Beherrscher Russlands, die das Erbe der Zaren an sich gerissen haben, wandeln in den Fußstapfen Peters des Großen, indem sie sich mit hartnäckiger Ausdauer bemühen, die dem russischen Imperium durch die Friedensverträge des Weltkrieges verloren gegangenen Gebiete zurückzugewinnen. Der bolschewistische Aufstand in Reval lässt klar erkennen, welche Absichten die Sowjetregierung, unter deren vielbeteuertem Internationalismus die nationalistische Flamme lodert, gegenüber den sogenannten „Randstaaten“ verfolgt, die sich kaum in viel besserer Lage als der „Mann aus Syrerland“ in Rückerts bekanntem Gedicht befinden. Aber nicht ihnen allein gilt die Aufmerksamkeit Moskaus. Die *bolschewistische Propaganda* arbeitet systematisch in Zentralasien, im fernen Osten, in Indien, Persien, beeinflusst die mohammedanische Welt, sie streckt ihre Polypenarme überall hin aus, wo Unzufriedenheit und Hass gegen die Herrschenden der revolutionären Lockung Erfolg versprechen. In Europa legt die Dritte Internationale ihre Minengänge, jene Organisation, deren Spitze mit der Sowjetregierung sozusagen identisch ist, sodass es eine zynische Verhöhnung bedeutet, wenn der Sowjetgesandte in London der englischen Regierung zumutet, zu glauben, die Dritte Internationale genieße in Russland lediglich — „Asylrecht“. Ob die Welt heute nicht schwerer bedroht ist als zu den Zeiten Peters, dessen primitivere Kriegsmittel das von den Bolschewisten virtuos gehandhabte Gift politischer Wahnideen nicht kannten? Es scheint, dass die europäischen Kabinette die Gefahr erkennen; sie ergreifen schärfere Maßnahmen gegen die kommunistische Bewegung, der Drang zur Annäherung an Russland stockt plötzlich. Schon signalisieren die Anhänger Moskaus eine sich angeblich vorbereitende neue „Weltallianz der kapitalistischen Staaten gegen Sowjetrußland“ . . .

Unter diesen Umständen ist es wenig wahrscheinlich, dass der Wunsch nach Wiederherstellung normaler Beziehungen zwischen dem Sowjetreich und Europa, den Fridtjof Nansen in seiner Schrift *Russland und der Friede* ausspricht, bald verwirklicht werden wird. Nansen, der um die Durchführung der „Hungerhilfe“ für das Wolgagebiet große Verdienste hat, beurteilt das russische Problem zu einseitig unter seinem philanthropischen Gesichtswinkel und verwischt deshalb den scharfen politischen Gegensatz des Westens zum kommunistischen Osten in einer Weise, die nicht zulässig ist. Als er sein Buch schrieb, schien es freilich, als wollten die Bolschewisten mit der Einführung der „Neuen Ökonomischen Politik“ neue Wege einschlagen und damit die Möglichkeit eines *modus vivendi* zwischen ihrem Lande und Europa schaffen. Seither aber ist der „linke“ Kommunismus, der sich auf Lenins Doktrinen beruft, in der Sowjetregierung zu bestimmendem Einfluss gelangt und hat einen Kurs in-

auguriert, der für den Glauben an loyalen bolschewistischen Verständigungswillen keinen Raum lässt. Die englische Arbeiterregierung hat es bitter erfahren müssen, wie Moskau politisches Entgegenkommen lohnt. Im Lichte solcher Erfahrungen kann man Nansen bei aller Achtung vor seiner humanitären Gesinnung den Vorwurf nicht ersparen, den russischen Bolschewismus durch eine rosafarbene Brille zu betrachten, und hat vorläufig begründete Zweifel an der Zuverlässigkeit seiner Prophezeiung, dass Russland „in nicht allzu ferner Zeit Europa nicht allein materielle Rettung bringen wird, sondern dass von dort auch die geistige Erneuerung kommen wird“.

Die russische *Emigration*, in der vor einigen Jahren erfolglos eine Bewegung sich geltend machte, die mit der Sowjetregierung Frieden schliessen, „die Ackerpfähle umstecken“ wollte, wird, falls eine Verschärfung der Beziehungen Europas zu Russland eintreten sollte, in ihrer Intransigenz gegenüber dem bolschewistischen Regime voraussichtlich wieder gestärkt werden. Und es ist nicht ausgeschlossen, dass sie sogar einen Teil des Einflusses wiedergewinnen könnte, den sie in der Periode des russischen Bürgerkrieges auf die europäischen Regierungen ausübte, bis der Zusammenbruch der bewaffneten Interventionen der „weißen“ Generäle die Hoffnung auf den militärischen Sturz des Bolschewismus enttäuschte und man sich notgedrungen mit seinem Bestehen abfinden musste. Eine Studie, die Hans von *Rimscha* über den „russischen Bürgerkrieg und die russische Emigration 1917—1921“ kürzlich veröffentlichte, enthält eine wertvolle Darstellung der kurzen, aber leidenschaftlich bewegten Geschichte der emigrierten antibolschewistischen Elemente, die den kommunistischen Usurpatoren in blutigen Feldzügen den Boden der heiligen russischen Erde streitig machten. Eigene Fehler und die mangelhafte Unterstützung durch die rivalisierenden Großmächte verschuldeten ihre Niederlage, die von schmachvollen Episoden, wie der Auslieferung Koltschaks an die Bolschewisten, nicht frei ist. Wer sich über diese düstere Periode noch näher orientieren will, findet in den Aufzeichnungen von Dr. George *Montandon* über seine Erlebnisse *Im Schmelztiegel des Fernen Ostens* ein reiches Material, das gleichzeitig einen Beitrag zur Geschichte der internationalen Missionen, die in Sibirien mit der Heimschaffung der österreichischen und ungarischen Kriegsgefangenen beschäftigt waren, liefert. Eine Stelle aus dem umfangreichen Werke, die sich auf das gescheiterte Koltschak-Unternehmen bezieht, mag hier angeführt sein, weil sie einen charakteristischen Ausschnitt aus dem Bild der Kämpfe zwischen den „roten“ und „weißen“ Truppen gibt: „Wenn die Menge von Offizieren zu Wladiwostok den Mut besessen hätte, der das französische Korps — vor einem Jahrhundert — bei jenem andern Rückzug aus Russland beseelt hatte, wenn die Generäle zu Kompagniekommandanten geworden wären und die Leutnants die Flinte auf die Schulter genommen hätten, die Stadt wäre zu verteidigen gewesen. Aber der russische Offizier zu Wladiwostok zog es vor, sich bei den Klängen von Zigeunermusiken, mit einem seidenen Taschentüchlein im Ärmel, zum Mahl zu setzen, anstatt das Gewehr in die Hand zu nehmen. Wir haben erzählt, dass gewisse unter ihnen — schon einige Tage vor dem Einmarsch der Roten — sich bei Nacht zum japanischen Generalstab flüchteten. Wir kennen andere, die bis zum letzten Augenblick derart sorglos

waren, dass sie — als der Feind schon vor den Toren stand — legitime und prunkvolle Hochzeiten feierten, dann aber beim Einzug der Bolschewiken in die Stadt nach Hause eilten, um raschestens die Achselklappen von ihren Uniformen zu reißen, denn sie kannten die Strafe, die während der Hochspannung des Ringens zwischen den Parteien jene traf, die dabei beharrten, sich mit ihren zaristischen Abzeichen zu schmücken: ihnen wurden die Achselklappen auf den Schultern mit kräftigen Nägeln angenagelt.“

Es ist zu bemerken, dass die eben erwähnte Strafe von origineller Grausamkeit, welche die Bolschewisten zu verhängen pflegten, von einem Beobachter mitgeteilt wird, der im übrigen kein Hehl daraus macht, dass seine Sympathien auf der Seite der „roten“ Kämpfer sind! Man mag danach ermessen, mit welcher unmenschlichen Erbitterung dieser Bürgerkrieg geführt wurde, dessen Schilderung durch die feindlichen Parteien die berüchtigsten Greuelerzählungen des Weltkrieges an Scheusslichkeit — und leider auch an Glaubwürdigkeit — überbietet. Am meisten ist das Interesse der Öffentlichkeit für den Schauplatz dieser Kämpfe, das riesige asiatische Russland, wohl geweckt worden durch Ferdinand Ossendowskis: *Tiere, Menschen und Götter*. Was sich an Abenteuerlichkeit nur erdenken lässt, ist in diese Erzählung einer gefahrenvollen und hindernisreichen Flucht aus dem bolschewistischen Russland hineingelegt. Das Aufsehen, das durch dieses Werk hervorgerufen worden ist, äußerte sich allerdings nicht nur in der Bewunderung seiner literarischen Qualitäten. Kenner jener Gebiete, die Ossendowski bereist und in denen er die Hülle und Fülle des Seltsamen erlebt hat, haben seine Reiseschilderung unter die Lupe genommen, die Daten mit dem Kilometerstab nachgeprüft wie der vorgenannte Dr. Montandon oder mit Sven Hedin festgestellt, dass Ossendowski das Grab des Dschingiskhan nicht kennt. Es hat sodann in Paris eine kontradiktorische Auseinandersetzung zwischen Ossendowski und einem seiner Kritiker stattgefunden. Fazit: Ossendowski gibt zu, einen Reiseroman, nicht eine bis in alle Details getreue Reiseschilderung geschrieben zu haben. Darüber, ob er auch in Tibet war, wie er behauptet, geht der Streit weiter. Der unbeteiligte Zuschauer freilich sagt sich, dass wenn alle Kilometerangaben pedantisch genau stimmten, das Buch Ossendowskis wahrscheinlich langweiliger, sicherlich undichterischer geschrieben wäre. Wer möchte darin das Porträt eines Ungern-Sternberg, der phantastischen Gestalt jenes antibolschewistischen Freischarenführers, in dem Oswald Spengler einen zentralasiatischen Cäsar sieht, missen, weil es den Verdacht erwecken kann, Ossendowski habe die Umstände seiner Begegnung mit dem Modell vielleicht in der publizistischen Bearbeitung etwas arrangiert?

Ohne Zweifel ist Sven Hedins interessantes neues Reisewerk *Von Peking nach Moskau* von einer Gewissenhaftigkeit in der Darstellung des rein Tatsächlichen, in der es Ossendowski mit ihm nicht aufnehmen kann. Ob der schwedische Forscher aber auch den Geist der Länder und Völkerschaften, mit denen er in Berührung kam, so intuitiv und so intensiv wie sein Antagonist erfasst hat, sei in Frage gestellt. Dass der *Politiker* Sven Hedin, der die russische Revolution verteidigt und die deutsche Novemberrevolution 1918 als „unberechtigt“ bezeichnet, nicht die schärfsten Augen besitzt, verrät sich unzweideutig in seinem Buche. Es klingt reichlich vertrauensselig, wenn der Verfasser

im Schlusskapitel erklärt: „Wir können ruhig Russland *de jure* anerkennen und gleichzeitig unsere alten Forderungen für spätere Verhandlungen aufsparen.“ Der Bolschewismus wird vielleicht den Optimisten, die ihn für harmlos halten, noch peinliche Überraschungen bereiten. Wer kann sagen, ob Schweden, ob Europa mit dem russischen Imperialismus schon die letzte Schlacht von Narwa geschlagen hat?

W. BRETSCHER



## DIE DENKWÜRDIGKEITEN PRINZ ALEXANDER HOHENLOHES<sup>1)</sup>

Wer die Artikel des Prinzen Alexander Hohenlohe während und nach dem Kriege — so sehr sie das Richtige zu treffen pflegten — in ihrer manchmal etwas fahlen Diktion verfolgte, der staunt über den Fluss, die literarische Gewandtheit, ja den Glanz dieser Memoiren. Licht und Schatten sind hier meisterhaft verteilt, Unwichtigeres zu Wichtigerem in so genauem Abstand gehalten, alle Teile mit so viel Besonnenheit abgewogen, so kühlen Taktes beherrscht, als gäbe es auch eine Etikette der *Dinge*. Prinz Hohenlohe war vor allem ein Beobachter, eine Charakteristik seines Buches ist, dass er lieber von anderen als von sich selber berichtet:

„Wenn ich einem Hoffest beiwohnte und abseits von dem Gedränge aus einer Ecke zusah ...“

Wer, der ihn kannte, hätte ihn, indem er diese einfachen Worte liest, nicht lebhaft vor Augen?

Es frappiert förmlich, wenn er des längeren bei sich selber verweilt, aber gerade dies bewirkt dann die merkwürdige Spannung. Auch wem es nie einfiel, sich für Jagdepisoden zu interessieren, wird von den Erlebnissen Hohenlohes auf diesem Gebiete überrascht und gefesselt. Auf einer Elchenjagd in Russland, während er die jagenden Wolken beobachtete, „kam plötzlich hoch oben in den Lüften von Norden her ein Zug Kraniche gezogen. Die Vögel flogen, wie das ihre Gewohnheit ist, in Gestalt eines Dreiecks formiert gegen Süden ... Und als sie dann hoch oben, fern, nur noch ein kleiner Punkt am Himmel, bald dem Auge ganz entschwunden waren, da überfiel mich plötzlich eine unsagbare Traurigkeit, es fing mich zu frösteln an, und ich hüllte mich fester in meinen Pelz. Dann kam die Fähre und brachte mich ans andere Ufer“.

Vielleicht durchbebte ihn da eine Ahnung, wie ganz und gar das Glück ihn dereinst verlassen, wie er hilflos, seiner Bewegungsfreiheit beraubt, alle Entbehrungen auskosten würde, von denen ihm doch keine einzige an der Wiege gesungen war.

Auch in Hohenlohe, der uns den verhängnisvollen Kurs der Wilheminschen Ära als allernächster, zeitweise als Reichstagsabgeordneter und Bezirkspräsident in Colmar als ein in aktiver Rolle stehender Zeuge schildert, auch in

<sup>1)</sup> *Aus meinem Leben*. Von Prinz Alexander Hohenlohe. Verlag Frankfurter Societätsdruckerei.